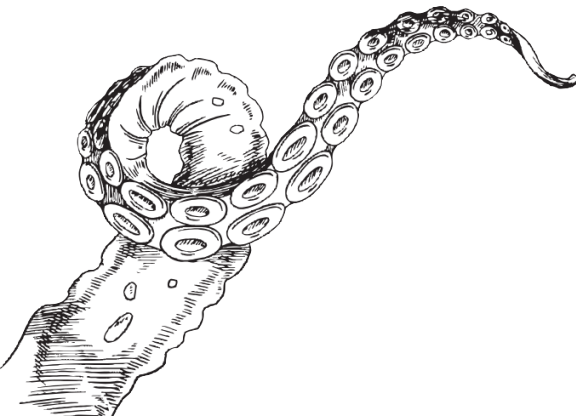
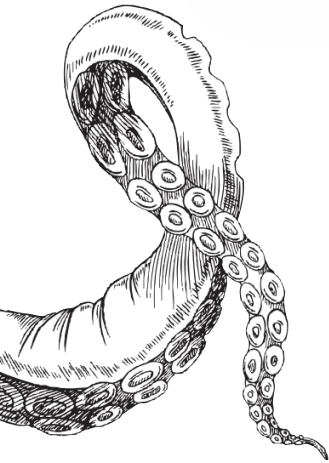


Britta Bretzel

DROWNING



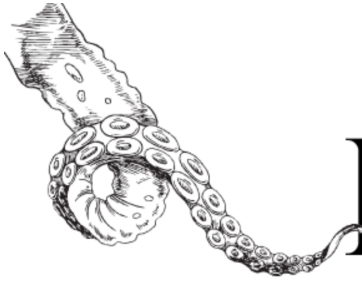
Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Realm & Rune Verlag
Heimat phantastischer Geschichten und
spannender Geschichte!
www.realm-and-rune.de
Insta/TikTok: @realm_and_rune

ISBN 978-3-69026-067-1
© 2026 Realm & Rune Verlag
Idee & Text: Britta Bretzel
Lektorat & Korrektorat: Tintenschwert, www.tintenschwert.de
Coverdesign: Britta Bretzel
Buchsatz & Design: Sonja Blank
Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg
Kontakt: info@realm-and-rune.de

*Für alle,
die selbst schon einmal an den Herausforderun-
gen, die das Leben stellt, zu ertrinken drohten.*



EINS

»**B**abe? Bist du so weit? Können wir los?«, fragt Owen, während er die Tür zum Badezimmer öffnet. Anders als erwartet, steht Tania nicht vor dem beleuchteten Spiegel. Er war überzeugt, sie würde sich mit Make-up-Artikeln, die er kaum zu benennen vermag, zu diesem veränderten Aussehen verhelfen, mit dem er nichts anzufangen weiß. Auf der Suche nach ihr macht er auf dem Absatz kehrt. »Tania?«

Keine Antwort.

»Tani?«

Seine Armbanduhr hält ihm vor Augen, dass sie sich bereits über zehn Minuten verspäten. Letztendlich findet er seine bessere Hälfte im Schlafzimmer. Auf einer Yogamatte, direkt vor dem bodentiefen Fenster mit Blick auf den Strand. Ihre langen, braunen Haare trägt sie zu einem schnellen Dutt zusammengefasst. Ungeschminkt, in Leggings und einem enganliegenden Top verbiegt sich Tania zu der im Yoga genannten Schildkrötenstellung.

Im Türrahmen lehnd und mit verschränkten Armen liegt Owens Blick auf ihrem denkwürdigen Tun. »Wir sind bereits zu spät und du machst Sport?«, kann er sich seinen Unmut nicht verkneifen. »In vollkommener Gelassenheit?«

»Das ist Sinn und Zweck von Yoga«, entgegnet sie. »Körper und Geist in Einklang zu bringen.« Trotz der Position, in der sie verweilt, gelingt es ihr, Owen ein liebezendes Lächeln zu schenken. »Bitte entschuldige, ich habe vollkommen die Zeit vergessen.«

Für einen Moment ist er versucht, nachzugeben. Es fällt ihm schwer, seinen Blick von dem engen Outfit zu lösen, das seine Gedanken in unanständige Gefilde lenkt. Doch er ermahnt sich, stark zu bleiben. Dinge dieser Art müssen warten, bis sie zurück sind. Unmöglich kann er Myles erneut versetzen. Erneut wegen Tania.

Sein bester Freund ist ohnehin schon schlecht auf sie zu sprechen. Er behauptet, sie würde mit all ihren kleinen Tricks Einfluss auf seine Entscheidungen nehmen. Um Myles – und vor allem sich selbst – zu beweisen, dass dem nicht so ist, gibt er ein genervtes Schnauben von sich und tritt den Rückzug an.

»Bitte sei nicht sauer«, ruft sie hinter ihm her, entwirrt ihre Gliedmaßen und nimmt die Verfolgung auf. »Ich habe es nicht absichtlich getan«, betont sie derart auffällig, dass das Gegenteil auf der Hand liegt. Schnell holt sie Owens Vorsprung ein und hält ihn am Arm zurück.

Natürlich hätte er leichtes Spiel, sich aus dem Griff zu lösen und einfach weiterzugehen. Seine Schwäche findet sich an anderer Stelle. Sobald sie ihren reizvollen Körper einsetzt, ist er ihr ausgeliefert. Sich ihrer Wirkung bewusst, entlässt sie ihn aus ihrem Griff und nutzt ihre Hände, um diese seinem Oberkörper zukommen zu lassen.

»Es tut mir leid«, haucht sie in sein Ohr, während sie die definierte Kontur seines Bizeps mit ihren manikürten Nägeln nachzeichnet. Sie küsst sich an seinen markanten Wangenknochen entlang und sieht ihm schließlich in die Augen. Jene Augen, die der Grund sind, warum er ihr vor knapp einem Jahr in der Bar auffiel. Der Verlauf seiner Iris, von blau zu grün, der bei Lichteinfall den Eindruck erweckt, türkis zu schimmern, fiel ihr sofort auf. Umrandet von dunklen Wimpern und dem warmen Karamellton seiner Haut, wirken seine Augen wie zwei Edelsteine aus einer anderen Welt. Sie hat ein Faible für Edelsteine. Generell für alles, das kostspielig ist. Ehrlicherweise muss sie zugeben, dass ihr seine Augen erst dann auffielen, als sie darüber in Kenntnis gesetzt wurde, dass er der Sohn des

millionenschweren Hotelbesitzers Gabriel Rockwell ist. An diesem Abend setzte sie alles daran, Owens Gunst zu gewinnen. Mit Erfolg.

Sie streicht durch seine braunen Haare, die er an den Seiten kurz trägt und die zu längerem Deckhaar übergehen. Die Lässigkeit, mit der er dieses frisiert und der Hauch seiner Bartstoppeln verhelfen ihm zu verwegendem Charme. Mit 1,87 m überragt er sie um 19 Zentimeter. Zumindest dann, wenn sie keine High Heels trägt. Die Zeit, die er mit Sport verbringt, sorgt dafür, dass sie sich an seiner Seite stets sicher und geborgen fühlt. Dass er neben seinem üppigen Konto zusätzlich mit Attraktivität punktet, macht ihn zur Kirsche auf der Sahnetorte.

Entschlossen, das Treffen mit Myles erneut platzen zu lassen, schiebt sie sein T-Shirt nach oben und liebkost die entblößte Haut. Begleitet von lustvollen Küssen auf seinen Hals, zeigt sie ihm die Vorzüge des Zuhausebleibens auf.

Gedanklich drängt er sie mit dem Körper gegen die rückliegende Wand, um ihr das zu geben, worauf sie es anlegt. Doch Myles' warnende Worte funken dazwischen. Anstatt den Verführungskünsten seiner Freundin nachzugeben, weicht er einen Schritt zurück. »Wie lange wirst du brauchen, bis wir los können?«, bringt er die erhitzte Stimmung zu einem jähen Abbruch. »Ich möchte Myles informieren, wann er mit uns rechnen kann.«

»Du hörst dich eingeschnappt an.« Sie klimpert mit den verlängerten Wimpern, verzieht ihre Lippen zu einer theatralischen Schnute und verringert jenen Abstand, den Owen einfordert. Erneut finden ihre Fingernägel auf seinem Oberkörper Einsatz. Gezielter als zuvor. Unschuldiger schuldig streift sie seine Brustwarzen, bewusst über die Wirkung, die dieses Handeln mit sich bringt.

Ein wohliges Seufzen entweicht Owens Kehle. Sein Blut schießt in jenen Körperteil, der nicht hilfreich ist, an Pünktlichkeit festzuhalten. Himmel, seine Willensstärke ist so zuverlässig wie eine Pustelblume. »Tan, komm schon, ich will es wenigstens einmal

einigermaßen pünktlich schaffen«, entgegnet er, nicht so überzeugend, wie er gern würde.

»Du solltest deinen Mund nicht länger nutzen, um ihn gegen mich zu verwenden, sondern um mich damit zu verwöhnen«, versteht sie es, ihn um den Finger zu wickeln. Jenen Finger, den sie hernimmt, um über besagten Mund zu streichen. Sie zeichnet seinen Amorbogen nach, fährt hinab zu seiner Unterlippe, die sie, mit der Spitze ihres Nagels öffnet, um sich Zugang zu verschaffen. Mit der Absicht, dass er das Interesse am Ausgehen endgültig verliert, nimmt sie etwas von seinem Speichel auf und benetzt seine Lippen. Gleichzeitig leckt sie verführerisch über ihre eigenen. »Wie wäre es, wenn du Myles schreibst, dass wir verhindert sind«, schlägt sie vor.

Bei der Erwähnung seines besten Freundes wird Owen bewusst, dass er dabei ist, seine Entscheidungsfähigkeit erneut von ihr beeinflussen zu lassen. »Du hast zehn Minuten, sonst fahre ich ohne dich!«, sagt er und wischt sich den Speichel mit dem Handrücken ab.



»Sorry, für die Verspätung, aber wir –« Weiter kommt Owen nicht.

»Schon gut«, bremst Myles seinen Kumpel aus, die Hände in einer abwehrenden Geste vor sich haltend. »Ich kann es mir denken«, schiebt er genervt hinterher und lässt seine Aufmerksamkeit dem Whiskey zukommen, der vor ihm auf der Theke steht. Hastig nimmt er einen Schluck, um die Bilder zu verdrängen, die sich mit Owens Erklärungsversuch aufgetan haben. Myles Vorstellung von gelungener Abendgestaltung liegt nicht darin, sich auszumalen, wie Owen Sex hat. Schon gar nicht mit der Frau, die ihm so lieb ist, wie ein zugezogener Holzspan unter dem Fingernagel. Zur Sicherheit, dass das unerwünschte Kopfkino im Keim ertränkt wird, setzt er einen weiteren Schluck hinterher. Einen großzügigen Schluck. Womit sein Glas leer vor ihm und seine Kehle in Flammen steht. Es liegt ihm fern, sich über das Brennen zu beschweren. Alles ist besser, als sich seinen Kumpel beim Liebesakt vorzustellen. Schnell

verwirft er das Wort Liebesakt, denn er ist überzeugt, dass diese Beziehung nichts mit Liebe zu tun hat. Zumindest nicht, was eine der beiden Seiten betrifft.

Nicht nur in Sachen Frauengeschmack, sondern auch optisch, unterscheiden sich Owen und Myles grundlegend. Myles' mittelblonde Haare fallen in sanften Wellen bis auf seine Schultern, wenn er es nicht zu einem Knoten zusammengebunden trägt. Seine nussbraunen Augen und der Schalk, der darin geschrieben steht, sind die perfekte Kombination für eine verschmitzte Ausstrahlung. Um den klischeehaften Surferlook zu vollenden, steckt er in Bermudas und Hawaiihemd. Seinen Lebensunterhalt verdient er als Immobilienmakler. In dieser Lage ein lukratives Geschäft. »Noch einen«, bellt er dem Barkeeper des Cai-Piranha entgegen und gestikuliert mit seinem leeren Glas.

Unterdessen schmiegt sich Tania, in einem figurbetonten Designerkleid, an ihren Liebsten. »Du hast nichts davon gesagt, dass die da auch hier sein wird«, beschwert sie sich schmollend und lässt der Frau, die neben Myles an der Theke sitzt, einen abschätzigen Blick zukommen.

Ida rollt mit den Augen, entgegnet aber nichts, da ohnehin jedes Wort überflüssig ist. Stattdessen legt sie Myles mitfühlend eine Hand auf die Schulter, symbolisierend dafür, dass sie im gleichen Boot sitzen. Auch sie hält nichts von der Beziehung der beiden. Und auch sie erkennt den perfekten Zeitpunkt, um auf Alkohol zurückzugreifen. In nüchternem Zustand kann sie dieses kleingeistige Modepüppchen und ihre Anfeindungen nur schwer ertragen. »Josh, für mich einen Rum mit Cola«, fügt sie der Bestellung an.

Durch Nicken gibt Josh zu verstehen, dass er es zur Kenntnis genommen hat. Gegen die Regel Ladys First stellt er zuerst den Whiskey vor Myles ab, bevor er Ida den geordneten Rum mit Cola serviert.

»Falls es sonst noch etwas gibt, das ich für dich tun kann, dann stehe ich dir jederzeit zur Verfügung.« Er schmückt seine Worte mit

einem verheißungsvollen Zwinkern. Liebend gern würde er wiederholen, was sich vor Kurzem zwischen ihnen zutrug. Er ist verückt nach Ida. Ihre natürliche Schönheit, die vollkommen im Kontrast zu ihrem aufständischen Look steht, hat ihn eiskalt erwischt. Hoffnungsvoll wartet er auf den liebevollen Klang ihrer Stimme, während er ihr elfengleiches Gesicht studiert, eingerahmt von einem wilden Bob, pastellrosa gefärbt. Schwarzer Eyeliner und Mascara bringen das Grün ihrer Augen, in dem er sich längst verloren hat, zur Geltung. Als sie seinen Worten nichts entgegenbringt, macht er sich daran, die eingehenden Bestellungen abzufertigen. Immer wieder stehlen sich seine Blicke in ihre Richtung. Die zerchlissene Jeans und das bauchfreie Top, das vereinzelte Tattoos offenbart, sind genau seine Auffassung von sexy. Sie beherrscht den liebenswerten Engel ebenso wie den wortgewandten Teufel. Beidem ist er hoffnungslos verfallen.

Kaum jemand weiß, dass Idas rebellische Neigungen tief in ihrer Kindheit verankert sind. Ihre Eltern kamen auf dem gemeinsamen Weg zur Arbeit bei einem tragischen Autounfall ums Leben. Damals war sie sechs Jahre alt. Die Behörden schickten die Waise zu ihrer Tante Josephine Draven. Bis zu diesem Zeitpunkt wusste Ida noch nicht einmal, dass es diese Tante überhaupt gibt. Gegen ihren Willen zog sie zu der, über fünfhundert Kilometer entfernten, Fremden.

Auch Josephine musste sich an diesen neuen Umstand gewöhnen. Als überzeugter Single blieb sie bewusst kinderlos. Der Gedanke an ein lautes Balg im Haus, das nichts als Dreck und Ärger macht, sorgte nicht unbedingt für überschwängliche Euphorie. Dennoch sah sich Josephine verpflichtet, das Kind aufzunehmen. Aus irgendeinem unnennbaren Grund glaubte sie, es ihrem Bruder schuldig zu sein. Auch wenn sie nie engen Kontakt pflegten.

Sowohl Nichte wie Tante stießen auf die Herausforderung ihres Lebens. Nach anfänglichem Trotz und streitgeladenen Kompromissen erkannte Josephine, zu ihrer eigenen Überraschung, dass hinter

Kindern sehr viel mehr steckt als Ballast. Zunehmend kam ihr die Ruhe im Haus, während das Mädchen in der Schule war, gespens-tisch vor. Im Gegenzug erwischte Ida ihre Tante dabei, wie sie ihr ei-nen Gutenachtkuss gab, als sie sich schlafend stellte. Ida beschloss, Josephine eine Chance zu geben. Obwohl zu Beginn beide versuch-ten, sich mit Händen und Füßen dagegen zu wehren, erschlichen sie sich unbewusst Zugang zum Herzen des jeweils anderen. Eine Bin-dung, die bis heute bedingungslos funktioniert. Noch immer wohnt die inzwischen 25-Jährige bei ihrer Tante und würde es nicht missen wollen.

Mit gemischten Gefühlen verfolgt Ida jeden von Joshs Hand-griffen. Er ist ein guter Kerl. Sympathisch, humorvoll und überaus nett anzusehen. Groß, sportlich, mit symmetrischen Gesichtszügen, die sich ebenso gut in einem Modemagazin machen würden wie hinter dem Tresen. Er würde ihr die Sterne vom Himmel holen. Dennoch, oder gerade deswegen, wird sie von schlechtem Gewis-sen geplagt. Obwohl die gemeinsame Nacht atemberaubend war, widersteht sie der Versuchung, es erneut darauf ankommen zu las-sen. Es ist ihm gegenüber nicht fair. Ihr Herz schlägt für einen ande-ren. Schon lange. Ebenso vergeblich. Schmerzlich huscht ihr Blick zu Owen. Seit sich ihre Wege kreuzten, sind sie befreundet. Die so-zial gut gestellten Kontakte ihrer Tante forderten die Beziehung zu den Rockwells und führten die beiden bereits als Kinder zusam-men. Sie spielten im Sandkasten und standen gemeinsam die Zeit der Pubertät durch, mit all ihren Höhen und Tiefen. Sie bestärkten sich in schwierigen Lebensphasen und wuschen sich gegenseitig die Köpfe, wenn es nötig war.

Irgendwann ertappte sich Ida, eifersüchtig zu sein, wenn sich Owen zu Rendezvous verabredete. Zu Beginn war es einfach nur ein doofes Gefühl, steigerte sich jedoch zu ernstzunehmendem Lie-beskummer, der sie weder essen noch schlafen ließ. In jenen schlaflosen Nächten stellte sie sich vor, wie es wäre, von ihm ge-küsst zu werden. Berührt zu werden. Ihre Hand schlich sich in ihr

Höschen, während sie sich sein Gesicht vor Augen hielt, bis sie schließlich seinen Namen in ihr Kopfkissen stöhnte. Meist schlief sie weinend ein, nur um von ihm zu träumen.

»Du verdammter Idiot«, nuschelt sie in ihr Glas, bevor die Beschimpfung von Rum mit Cola hinweggespült wird. Aus dem Augenwinkel beobachtet sie, wie Tanias Hintern Owens Hüfte herausfordert. Niedergeschlagen kippt sie den Inhalt ihres Glases restlos in sich hinein. Irgendwann werden diese Gefühle aufhören. Irgendwann wird ein Kerl wie Josh eine Chance bekommen. »Das Leben ist zu kurz für irgendwann.«



»Zale!«, lässt Yarrow aufgeregt durch die Weiten des Pazifiks schnellen. Sein Körper prescht durch die Fluten. Immer wieder ruft er den Namen des Schwarmanführers. »Zale!« Yarrows eindrucksvoller, flossenartiger Unterleib, aus verschiedenen Grüntönen, schlägt kraftvoll durch die Wassermassen. Aufgrund der Geschwindigkeit liegen seine langen, blonden Haare streng an seinem muskulösen Oberkörper an. Mit jedem Flossenschlag wühlt er das Pazifikwasser auf und lässt eine weiße Spur aus Sauerstoffblasen zurück.

Die Inselgruppe, abgelegen der menschlichen Zivilisation, die sich der Pavati-Schwarm zum Heimatort gemacht hat, bietet unterhalb des Meeresspiegels eine Vielzahl naturgegebener Grotten und Höhlen. Die imposanteste Grotte hat sich Zale zu eigen gemacht.

Die aufgewühlten Schwingungen, die immer näherkommen, verraten ihm, dass etwas innerhalb seines Schwarms im Argen liegt. Ausschauhaltend schwimmt er aus der Hauptgrotte. Seine enorme Größe, Kraft und autoritäre Ausstrahlung, wie auch sein Scharfsinn haben ihm mitunter dazu verholfen, Anführer des Schwarms zu werden. Seine edle Abstammung tat den Rest – Zale von den westlichen Schatteninseln, Sohn des Eldovarus, aus der Blutlinie des Thallassorion.

Ihn umgibt etwas Düsteres, sodass es überaus selten vorkommt, dass es jemand wagt, ihm Widerstand zu leisten oder seine Entscheidungen in Frage zu stellen. Wie die meisten Meermänner trägt auch Zale seine Haare lang. Bis hin zu jener Stelle, an der sein menschenähnlicher Oberkörper zu einem fischgleichen Unterleib übergeht. Seine tiefseeschwarze Haarpracht, die vom Wasser getragen wird, gleicht einer finsternen Krone. Die Blautöne seiner Flosse ähneln einem bedrohlichen Gewitterhimmel. Seine Augen funkeln durchdringend und eisblau, meist zu schmalen Schlitzen zusammengezogen. Gleichmaßen eisig ist seine Aura. Selten ist seine Mundpartie von einem Lächeln geprägt. Ebenso hart und kantig sind seine restlichen Gesichtskonturen. Alles zusammen verhilft ihm zu einer erhabenen Ausstrahlung.

»Yarrow?«, antwortet er alarmiert auf die Rufe des Meermannes, den er zu seiner rechten Hand ernannt hat. Um genau zu sein, ist Yarrow einiges darüber hinaus. Doch Zales Unterbinden von Emotionen lässt nicht zu, ihn als Freund zu betiteln. Aufgrund seines Ranges ist es Zale möglich, seinen Adjutanten über den normalen Radius hinaus wahrzunehmen. Nur Sekunden später erscheint Yarrow in seinem Sichtfeld.

»Er ist weg«, bringt er unter schwerer Atmung hervor.

»Wer ist weg?«, donnert Zale.

»Der Mondstein«, liefert Yarrow Aufschluss und ist aufs Schlimmste gefasst.

Zales Mimik verfinstert sich zu etwas, das selbst den tiefsten Tiefen des Pazifiks noch etwas vormacht. »Chantara«, speit er den Namen aus, den er dahinter vermutet.

»Warum glaubst du, dass sie etwas damit zu tun hat?«, hinterfragt Yarrow.

»Blaumond«, bedarf es nur dieses einen Wortes, um zu erklären, warum er niemand anderes als Chantara in Betracht zieht.

»Die perfekte Zeit für eine Verwandlung«, versteht Yarrow.

Zale nickt und kämpft mit Leibeskräften darum, seine Beherrschung unter Kontrolle zu halten.

Der Mondstein ist von immenser Bedeutung. Zu Anbeginn ihrer Zeitrechnung, als die Galaxie noch in Aufruhr war, wurde ein Gesteinsbrocken des Mondes auf die Erde geschleudert. Dieser schlug in den Pazifik, krachte bis auf den Meeresgrund und zersprang in mehrere Teile. Die Kraft dieser Steine trug nicht nur zur Entstehung der Meerwesen bei, sondern wird bis heute zu ihren Gunsten eingesetzt. Im Laufe der Zeit bildeten sich unter ihnen Allianzen, Anführer wurden ernannt und einem jeden ein Stück des Mondsteins zugesprochen. Dieser wertvolle Schatz wird von Anführer zu Anführer gewissenhaft weitergereicht. Nie zuvor wagte ein Meerwesen, dieser Regelung zu widersprechen oder gar den Kampf anzusagen. Es herrscht das unanfechtbare Gesetz, die Würde der Steine zu wahren und nicht zu missbrauchen. Einem Gerücht zufolge verschlang Leviathan diejenigen, die sich nicht an diese Ordnung hielten.

Ein Gerücht, auf das Zale nicht baut. Er wird die Zeit nicht wartend verplempern. Seine Augenbrauen sind eng zusammengezogen, seine Augen funkeln bedrohlich und scharfkantige Fangzähne schießen aus seinen Kiefern hervor. »Wenn ich dich zu fassen bekomme, werde ich dich höchstpersönlich zu Leviathan befördern und dafür sorgen, dass er keine Gnade über dich walten lässt. Ich werde all meine Kräfte einsetzen, dass deine schlimmsten Albträume Wirklichkeit werden«, grollt er seine Verwünschungen bis in die tiefsten Abgründe des Pazifiks.



In leuchtenden Buchstaben prangt der Name Night Dew über Owens Kopf. Er geht darunter vorbei und betritt den Hotelkomplex seines Vaters durch die gläserne, doppelgefügelte Eingangstür. Vor ihm eröffnet sich ein lichtdurchfluteter Empfangsbereich. Auserlesener, italienischer Steinboden ist auf Hochglanz poliert. Von der hohen Decke hängt ein schillernder Lüster. Das kostspielige

Mobiliar ist aus keinem Katalog, sondern individuell nach den Wünschen des Hotelbesitzers angefertigt. Owen hasst jedes noch so kleine Detail davon.

Wie so oft stellt er sich ein und dieselbe Frage: *Warum in Dreiteufelsnamen suche ich mir keinen Job, der mir nicht derart schwer auf den Schultern lastet?* Keinesfalls sind es die floskelhaften Reaktionen seines Umfelds. Ob ihm bewusst sei, auf welchem hohem Niveau er jammert. Dass andere ihre Seele verkaufen würden, für ein Leben, wie er es führt. Und so weiter. Es ist der Vertrag, der ihn an dieses Hotel knebelt. Jener Vertrag, den er niemals hätte unterschreiben sollen.

»Es ist nicht alles Gold, was glänzt«, nuschelt er vor sich hin. Mit eiligen Schritten lässt er den Eingangsbereich hinter sich und steuert direkt auf die Büroräume zu, die sich im Erdgeschoss befinden. Kaum dass er die Tür zu seinem Büro hinter sich zuzieht, klingelt das Telefon auf seinem Schreibtisch. Das Display informiert, dass es Miss Hopkins vom Empfang ist. »Ja?«

»Mister Rockwell, hier spricht Denise Hopkins. Ich habe einen Anrufer in der Leitung, der mit dem ... Boss sprechen will. Lachen Sie nicht. Genau so hat er es formuliert. Ihr Vater ist aber derzeit nicht im Haus. Würden Sie sich des Anrufs annehmen? Oder soll ich den Herrn auf später vertrösten?«

»Worum geht es denn?«, will Owen wissen, bevor er eine Entscheidung trifft.

»Dazu möchte er mir keine Auskunft geben. Er pocht vehement darauf, den Boss zu sprechen«, informiert Denise kichernd.

»In Ordnung. Stellen Sie ihn durch. Vielleicht kann ich weiterhelfen«, erklärt sich Owen bereit.

»Vielen Dank, Mister Rockwell.«

Ein Klicken in der Leitung ist zu Hören und Owen weiß, dass er nicht länger Miss Hopkins am Ohr hat. »Rockwell«, meldet er sich.

»Spreche ich mit dem Boss?«

»Stellvertretend.« Am anderen Ende herrscht verunsichertes Schweigen. »Sind Sie noch da?«, erkundigt sich Owen.

»Ja. Aber ich ziehe es vor, den Boss zu sprechen.«

Um Anhaltspunkte über den Anrufer zu finden, wirft Owen einen Blick auf das Display der Telefonstation. Unbekannte Nummer.

»Mit wem spreche ich?«

»Äh ... Peter«, stammelt der Anrufer, als ob er zuerst darüber nachdenken muss, wie sein Name lautet. »... Peter Snider.«

»Sehr erfreut«, entgegnet Owen alles andere als erfreut über das eigenartige Telefonat.

»Ich rufe wegen ...« Wieder gerät der Anrufer ins Stocken. »... Ihrer speziellen Dienste an.«

Owens Stirn verzieht sich zu nachdenklichen Falten. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich verstehe, worauf Sie hinauswollen, Mister ... Snider.«

»Ich denke, es ist besser, noch einmal anzurufen, wenn der Boss zu sprechen ist.«

»Was halten Sie davon, wenn Sie mir sagen, worum es geht, und ich sehe, ob ich Ihnen helfen kann«, bietet Owen an. »Oder ich richte dem Boss aus, Sie zurückzurufen.«

»Haben Sie nicht gesagt, Sie wissen nichts über die speziellen Dienste?«, macht Snider seine Skepsis deutlich.

Inzwischen ist Owens Interesse mehr als nur geweckt. Irgendetwas ist hier faul und er will wissen, was es ist. »Doch natürlich«, antwortet er, obwohl er keine Ahnung hat, worauf der Anrufer anspielt. »Ich wollte nur sichergehen«, greift er auf einen Wortgebrauch zurück, der auf so gut wie alles passt.

»Schwarze Lilie«, schmettert Peter mitten in die Unterhaltung.

Nun ist es Owen, der schweigt. Was zur Hölle hat das zu bedeuten? Das zögerliche Verhalten ist für Peter Grund genug, aufzulegen. Owens Ohr wird mit dem Signalton des beendeten Telefonats gefüllt. Irritiert legt er den Hörer zurück auf die Station. Ein seltsames Gefühl beschleicht ihn. Ihn fröstelt, gleichzeitig überfällt ihn ein unangenehmer Hitzeschwall. Er befreit sich aus der Jacke seines Anzugs, die ihn mit einem Mal einengt. Zusätzlich öffnet er den

obersten Knopf seines Hemdes und lässt sich in den Bürostuhl sinken. »Was zur Hölle treibst du hinter meinem Rücken, Vater?«



In resignierter Haltung kauert Zale in einem viktorianischen Sessel. Eine der punktvollen Errungenschaften, die er aus einem versunkenen Schiffswrack barg. Mit Hilfe von schnörkeligen Eisenteilen, ebenfalls aus besagtem Wrack, beschwerte er den Sessel nicht nur, sondern schuf einen regelrechten Thron. Zermürbende Gedanken bereiten ihm pochende Kopfschmerzen. Auf Milderung hoffend reibt er sich die Nasenwurzel. Mit den spitzen Fingernägeln seiner anderen Hand trommelt er miesgelaunt auf der Armlehne des Throns herum. An seinen Fingern prangen altertümliche Ringe, vorzeitlicher Piraten, die er auf seinen Streifzügen ergatterte.

»Du wolltest mich sehen?«, meldet sich Noelani kleinlaut vom Eingang der Hauptgrotte zu Wort. Mit sachten Flossenschlägen schwimmt die Meerjungfrau auf den Anführer zu, hält aber einen gewissen Abstand.

»Ich habe es mir anders überlegt«, empfängt er sie mit allem außer Gastfreundschaft. Normalerweise ist ihm Noelani immer willkommen. Nicht umsonst ließ er nach ihr schicken. Doch seit Yarrows Nachricht über den entwendeten Mondstein ist seine miese Laune auf eine Ebene gesunken, die Noelani nicht unbeschadet überstehen würde.

»Es gibt also nichts, das ich für dich tun kann?«, vergewissert sie sich, bevor sie zum Rückzug ansetzt. Nichts liegt ihr ferner, als Zale noch mehr zu verstimmen, weil sie unerlaubt davonschwimmt.

»Kannst du den Mondstein zurückholen? Nein!«, fährt er sie scharf an. Wütend krachen seine Fäuste auf die Armlehnen des Throns. Das Holz birst unter seinem Ausbruch. »Chantara wird uns alle ins Elend stürzen.«

Noelani zuckt erschrocken zusammen. In einer Laune, wie dieser, ist er unberechenbar.

»Wenn du etwas tun willst, dann bring mir diese hinterhältige Schlampe!«, grollt er. »Ansonsten lass mir meine verflixte Ruhe!«

Es ist ihr unmöglich, etwas zu erwidern. Ein dicker Kloß blockiert ihre Kehle. Mit den Tränen kämpfend wendet sie sich ab und schwimmt eilig davon. Kaum hat sie die Grotte hinter sich gelassen, kann sie die Tränen nicht länger zurückhalten. Die kleinen Tropfen erhärten im Nu zu schillernden Perlen, fallen auf den Meeresgrund und markieren den Weg, den sie zurücklegt.

Ziellos schwimmt sie umher, bis sie sich am Rand der Schwarmgrenze wiederfindet. Ohne Absprache ist eine Überschreitung nicht gestattet. Nachdenklich sackt sie in sich zusammen. »Warum ist er so gemein zu mir?«, fragt sie in die Weiten des Pazifiks, ohne eine Antwort zu erwarten. »Er ist es, der nach mir verlangt. Dennoch behandelt er mich wie Algenschleim. Ich begegne ihm stets mit Respekt und Anstand. Warum kann er mir nichts davon zurückgeben? Und warum geht es mir nur so nah?«

Sie erstarrt nahezu zu Stein, als sie die Hand auf ihrer Schulter spürt. Ohne sich umzudrehen, weiß sie, wer hinter ihr ist. Die Berührung, von der gleichermaßen Zärtlichkeit wie Dominanz ausgeht, ist nur einen Meermann zuzuschreiben.

»Du bist mir gefolgt?«

Zale lässt das Offensichtliche unbeantwortet. »Es tut mir leid«, wispert er stattdessen von hinten in ihr Ohr und der zarte Flossenläufer ihres Ohres streicht dabei seine Wange.

Es ist das erste Mal, dass sie Worte der Entschuldigung aus seinem Mund hört. Überrascht dreht sie sich zu ihm um. Der Groll ist seinem Gesicht gewichen, ebenso die Fangzähne. Sein Blick liegt

reumütig auf ihr. »Ich habe deine Zuneigung nicht verdient.« Er betrachtet sie eindringlich. Ihre dunkelroten Haare rahmen ihre zarten Züge ein wie ein Gemälde. Feiner Perlenstaub schillert in ihren Wimpern in gleichem Blau wie ihre Iriden und lässt ihn wissen, dass sie geweint hat. »Es war nicht meine Absicht, dich zum Weinen zu bringen. Ich war nicht Herr meiner selbst und hätte meinen Frust nicht an dir auslassen dürfen.« Überraschend zärtlich streicht er ihre Haarpracht zur Seite, sodass sein Mund ungehinderten Zugang zu ihrem Hals findet. »Du bist so unglaublich schön. Absolut begehrenswert«, haucht er und bedeckt ihren Nacken mit versöhnlichen Küssen.

Noelani steht der Sinn nicht nach Versöhnung. Sie ist es leid, sich von ihm verletzten zu lassen. Doch die Reaktionen ihres Körpers sprechen eine andere Sprache. Ihre Haut wird von einem wohligen Kribbeln heimgesucht, die feinen Enden ihrer Schwanzflosse rollen sich verräterisch ein und das Flattern ihrer Kiemenklappen auf Höhe der Rippenbögen bringt ihre Atmung aus dem Rhythmus. Anstatt Zale zurückzuweisen, legt sie ihren Kopf schräg, um seine Küsse willkommen zu heißen. Sie will es nicht, aber sie ist machtlos gegen seine Anziehung.

Eine Einladung, die er nicht ausschlägt. Während er die Dringlichkeit seiner Küsse vertieft, legt er seinen flossengleichen Unterleib um sie und zieht sie zu sich heran, sodass sich ihre Körper ineinander verschlingen. Seine Hände streichen über ihre Haut. Das Einsetzen seiner Fingernägel hinterlässt Markierungen seines Verlangens. Der Zorn, den er nur kurz zuvor fühlte, wandelt sich zu unbändiger Lust. Er verliert die Kontrolle. Erneut schießen seine Fangzähne aus dem Kiefer. Dieses Mal nicht seinem Zorn geschuldet, sondern der puren Erregung.

Spätestens jetzt sollte sie ihm Einhalt gebieten. Unverzüglich. Bevor es zu spät ist. Doch viel zu sehr genießt sie die Dinge, die er mit Zähnen und Zunge anstellt. Anstatt einer Zurückweisung entweichen Laute des Entzückens ihrer Kehle. Ehe sie sich versieht oder et-

was dagegen unternehmen kann, durchbrechen seine Fangzähne die Haut ihres Halses. Obwohl ihr nur allzu bewusst ist, welche Konsequenzen damit einhergehen, stöhnt sie unter seinem Biss und wünscht, dass dieser niemals endet.

Gierig liegen seine Lippen auf ihrem Hals. Unter seiner Zunge pulsiert ihre Ader. Er kostet von ihrem liebreizenden Blut und saugt ihre Schönheit und ihr Wohlwollen in sich auf. Genussvoll. Uner-sättlich. Erst als ihr Körper erschlafft und in einen tranceähnlichen Zustand verfällt, wird ihm bewusst, dass er zu weit geht. Er muss von ihr ablassen. Jetzt, bevor nichts von ihr übrig ist. Es fordert ihm erhebliche Willensstärke ab, die er kaum aufbringen kann. Unter körperlichen Schmerzen reißt er sich keuchend von ihr los. Sein Leib zittert, dennoch fühlt er sich besser als je zuvor. Schuldbeladen sieht er auf das Mal an ihrem Hals. Das Zeugnis seiner unbeherrschten Begierde. Der Geschmack ihres Blutes, das seinen Mundraum bedeckt, macht ihm unwiderruflich klar, dass er sie für alle Zeiten an sich gebunden hat.



Owen startet seinen Computer, öffnet den digitalen Kalender und wird durch ein Pop-up an einen Geschäftstermin erinnert. In weniger als einer Stunde. Ein Gespräch mit dem Inhaber einer lokalen Schnapsbrennerei. Seit einiger Zeit drängt Pablo Ramirez auf eine Zusammenarbeit mit dem Night Dew. Diverse Angebote seiner hochprozentigen Produkte, mit denen er die Hotelbar ausstatten will, liegen bereits vor. Laut Gabriel Rockwell ist der Kerl an Antipathie und Nervpotenzial nicht zu überbieten. Der Grund, weswegen er sich dieses Termins nicht selbst annimmt, sondern ihn seinem Sohn abdrückt.

Seufzend starrt Owen auf das Pop-up, als wäre es aus der Hölle entsandt. Es ist an der Zeit, seinen Vater wissen zu lassen, dass er nicht länger den Handlanger für ihn spielt. »Ich habe die Schnauze voll, mich all der Aufgaben anzunehmen, für die du dir zu schade bist, mein Lieber.« Entschlossen, seinem Vater augenblicklich die

Meinung zu sagen, erhebt sich Owen von seinem Schreibtisch und verlässt das Büro. Mit zielgerichteten Schritten geht er auf die Räumlichkeiten des Hotelbesitzers zu und stürmt hinein, ohne anzuklopfen.

Doch gegen seine Erwartung ist Gabriel Rockwell nicht anzutreffen. Er erinnert sich, dass Miss Hopkins ihn über die Abwesenheit informierte. *Umso besser*, denkt er und ergreift die Gelegenheit. Bewaffnet mit einem siegreichen Lächeln setzt er sich auf den Bürostuhl aus Nappaleder. Der Schreibtisch ist unter Bergen von Akten und Schriftkram begraben. Doch Owen schenkt weder dem Chaos noch all dem kostspieligen Designerkram Aufmerksamkeit. Sein Fokus liegt darauf, den Ramirez-Termin im Kalender seines Vaters zu fixieren. Angetrieben von dem Sprichwort Rache ist süß, greift er zur Tastatur und erweckt den Bildschirm aus dem Standby. Vor seiner Nase prangt das Eingabefeld der Passwortabfrage. Nichts, das ihn von seinem Vorhaben abbringt. Er wählt das Gründungsdatum des Hotels, das intern oftmals als Passwort herhalten muss, und nach Bestätigung erhält er Zugang auf den Computer seines Vaters. Auf der Suche nach dem Kalender gewinnt ein Ordner, der direkt auf dem Desktop hinterlegt ist, seine Aufmerksamkeit. Spezielle Dienste.

»Spezielle Dienste?«, wiederholt Owen murmelnd. »Hat davon nicht dieser Spinner am Telefon ... Peter Snider ... gefaselt?« Plötzlich sind Kalender und Termin vergessen. Stattdessen lässt er dem Ordner Spezielle Dienste einen Doppelklick zukommen. Wieder öffnet sich ein Pop-up, mit der Bitte um ein Passwort. Wieder greift Owen auf das Gründungsdatum zurück. Doch dieses Mal bleibt der Zugang verweigert. In der Annahme, sich möglicherweise vertippt zu haben, versucht er es erneut.

Zugriff verweigert.

»Verdammt«, flucht er und lehnt sich nachdenklich zurück. Dann, wie aus dem Nichts, sucht ihn eine Eingebung heim. Seine Finger

fliegen über die Tastatur und tippen die Buchstaben: SCHWARZE-LILIE.

Es öffnet sich ein Navigationsbereich mit Dropdown-Menü. Eine Reihe weiterer Ordner; einheitlich aufgelistet.

Kunde_1

Kunde_2

Kunde_3

...

Der Inhalt erstreckt sich bis zu Kunde_13.

»Danke, Peter Snider«, nuschelt Owen, während er Kunde_1 mit einem Doppelklick auswählt. Er gelangt zu einem weiteren Dropdown-Menü mit neun untergeordneten Dateien. Chronologisch benannt und sortiert. Je weiter er sich klickt, desto weiter gerät der Termin mit Ramirez in Vergessenheit. Dass er unberechtigterweise in den Angelegenheiten seines Vaters schnüffelt, könnte ihm nicht gleichgültiger sein. Die Neugier hat ihn längst im Griff. Mit einem Doppelklick auf die Oberste der neun Dateien öffnet sich der Media-Player.

Ein Video wird abgespielt. Es zeigt einen düsteren Raum, der einen Keller vermuten lässt. Die Wände sind unverputzt, der Boden gekachelt. Mittig steht eine Metallliege, wie sie in OP-Sälen zu finden sind. Darauf liegt ein Mann. Nackt. Mit Wunden übersät. An der Liege sind vier robuste Ledermanschetten für das Fixieren von Hand- und Fußgelenken angebracht.

Owen drückt auf Pause und sieht sich im Büro um, um sicherzugehen, dass er allein ist. Es ist mehr ein Reflex, als dass er tatsächlich glaubt, beobachtet zu werden. Sein Blick landet auf der Tür. Kurz denkt er darüber nach, abzuschließen. Doch er will keine Zeit verlieren. Eilig hebt er die Pause-Einstellung auf und sieht sich das Video weiter an.

Obwohl er es klar und deutlich vor Augen hat, ist sein Verstand nicht bereit, das Gesehene mit all seiner Tragweite zuzulassen. Das Video ist mehr als nur verstörend. Trotzdem kann er den Blick nicht

davon lösen. Er hofft auf eine logische Erklärung, um nicht bestätigt zu bekommen, was sein Unterbewusstsein längst erfasst. Gebannt haften seine Augen auf dem Bildschirm. Er vermag noch nicht einmal, zu blinzeln.

Der Mann auf der Liege windet sich vergeblich zappelnd. Kläglich. Kraftlos. Kein Wunder, sein Körper ist übel zugerichtet. Verletzungsmuster unterschiedlichster Art bedecken seine Haut mit Malen und Blut. Verursacht von den Foltergegenständen, die auf einem Rollwagen, ebenfalls aus Metall, aufgereiht liegen.

Plötzlich huscht ein weiterer Mann ins Bild. Er trägt eine Schlachterschürze und agiert bewusst so, dass sein Gesicht nicht von der Kamera eingefasst werden kann. Er nimmt eine der Peitschen vom Rollwagen, mit der man einen Dinosaurier zähmen könnte. Bereits im nächsten Moment sausen die Lederriemen auf den Gefesselten nieder. Owens Sinne schreien. Die Abscheulichkeit des Videos dreht ihm den Magen um. Gleichzeitig ist er dermaßen geschockt und starr vor Fassungslosigkeit, dass er nicht in der Lage ist, das Video zu stoppen oder sonst etwas zu unternehmen.

Mit jeder Sekunde des Videos und mit jedem weiteren Tropfen Blut, das sich auf dem gekachelten Boden sammelt, lässt das Zappeln des Opfers nach. Der Mann mit der Schürze verschwindet aus dem Bild. Für einen Moment atmet Owen auf. Doch dann kehrt der Schürzenmann zurück. Zusammen mit einem Messer. Bitterer Geschmack steigt in Owens Kehle auf. Er fürchtet, sich übergeben zu müssen, als Geräusche vom Flur des Hotels dringen. Reflexartig schließt er nicht nur das Video, sondern sämtliche Software-Fenster, die er geöffnet hat. Hektisch und mit zitternden Händen loggt er sich aus, steht auf, rückt den Bürosessel zurecht und hechtet auf einen der Stühle der Besprechungsecke.

Keine Sekunde zu spät.

Gabriel Rockwell betritt das Büro.

Noch bevor er die Tür hinter sich schließt, heißt er seinen Sohn auf seine Weise willkommen: »Was in Dreiteufelsnamen suchst du hier?«

Es fordert Owen einiges ab, den Unwissenden zu mimen. Während sein Blick auf seinen Vater gerichtet ist, der vor Autorität nur so strotzt, fragt er sich, welche abgründigen Geheimnisse er hütet. Normalerweise würde er mit einem kecken Spruch kontern. Doch es ist, als hätte der bittere Geschmack seine Stimmbänder verätzt. Kein Wort will ihm über die Lippen gehen. Umso gesprächiger sind seine Gedanken, die ihn zur Vorsicht mahnen.

Das Klingeln eines Mobiltelefons bricht in den Moment ein.

Gabriel greift in die Innentasche seines Jacketts und fördert dieses zu Tage. Zuerst wirft er einen Blick darauf, dann auf seinen Sohn. »Entschuldigt du mich!«, lässt er es weniger nach einer Frage und vielmehr nach einer Aufforderung klingen.

Auch wenn es die Tatsache, dass es nicht für seine Ohren bestimmt ist, noch interessanter macht, ist Owen erleichtert, gehen zu können.



»Ja? Hallo«, meldet sich Gabriel, als die Luft rein ist.

»Guten Tag, ich kontaktiere Sie, bezüglich der speziellen Dienste«, trägt der anonyme Anrufer sein Anliegen vor.

Gabriel Rockwell ist ganz Ohr. Für Telefonate dieser Art hat er eine gesonderte Nummer. »Es freut mich, Ihr Interesse geweckt zu haben«, gibt er überaus freundlich zurück. »Was die speziellen Dienste betrifft, sind Sie mit Sicherheit informiert, dass ein Passwort notwendig ist.«

»Schwarze Lilie«, stöhnt der Anrufer aufgeregt ins Telefon.

»Wie ich sehe, steht einer geschäftlichen Verbindung nichts im Wege«, entgegnet Gabriel lächelnd. Wenn seine speziellen Dienste in Anspruch genommen werden, ist er stets glücklich. Er bietet diese nicht des Geldes wegen an. Davon hat er mehr als genug. Hierbei geht es um Macht. Um das Gefühl, über allem zu stehen. Gott zu

spielen. »Dann lassen Sie uns einen Termin ausmachen, um die Details zu besprechen.«



»Wie schön, dass wir endlich die Gelegenheit haben, uns persönlich kennenzulernen, Mister Rockwell Junior«, trällert Pablo Ramirez überfreundlich und betont das letzte Wort bewusst übertrieben. Er hofft, dass der junge Rockwell weniger Starrsinn an den Tag legt als der Betagte.

Owen beäugt seinen Gesprächspartner skeptisch. Im Gegensatz zu Ramirez ist er sich nicht sicher, ob er sich ebenfalls freut, diese Bekanntschaft zu machen. Trotzdem ermahnt er sich, diesem Treffen ohne Vorurteile zu begegnen. Denn spätestens seit dem virtuellen Ausflug in die seelischen Abgründe seines Vaters weiß er, dass auf das Urteilsvermögen seines alten Herrn nichts zu geben ist. Deswegen und vor allem, weil es sich so anfühlt, als würde er seinem Vater eins auswischen, tritt er Ramirez wohlgesinnt gegenüber. »Ganz meinerseits.«

Auf dem glattrasierten Gesicht von Ramirez, von dem perfekt getrimmten Oberlippenbart abgesehen, zeichnet sich ein selbstgefälliges Lächeln ab. Generell ist bei ihm alles aalglatt. Seine dunkelbraunen Haare sind mit derart viel Gel nach hinten gekämmt, dass es wirkt, als würde er eine Perücke aus Plastik tragen. Um seinen Hals baumelt eine Vielzahl fein- und grobgliedriger Goldketten. Mit und ohne Anhänger. Ebenso werden seine beiden Ringfinger von auffälligen Klunkern geziert. Er trägt eine schwarze Anzughose, etwas tiefer sitzend als es für ein solches Model vorgesehen ist, und ein weißes Hemd, von dem nur die untersten Knöpfe geschlossen sind. Somit herrscht freie Sicht auf die Brust, auf der üppige Behaarung und Goldketten in einen ernstzunehmenden Kampf verwickelt sind. Mit seinen strahlend weißen Zähnen kaut er auf einem hölzernen Zahnstocher herum. »Nicht, dass ich Ihren Vater vermisse, aber war nicht er für diesen Termin vorgesehen?«, erkundigt sich der Spirituosenhändler.

»Er hat anderweitig zu tun«, entgegnet Owen.

Ramirez lacht. »Und ich hatte schon angenommen, er würde seinen Sohn vorschicken, weil er sich zu fein für diesen Termin ist.«

Damit schafft es nun auch ein Lächeln in Owens angespannte Mimik. Er findet Gefallen an Ramirez' unverblümter Art. »Vielleicht liegen Sie mit dieser Theorie gar nicht so falsch.«

»Ich gehe davon aus, dass Sie von dem alten Stinkstiefel in Kenntnis gesetzt wurden, worum es geht«, kommt Ramirez auf sein Anliegen zu sprechen.

»Ja«, bestätigt Owen.

»Und? Wie stehen Sie dazu?«

»Ehrlich gesagt habe ich bisher keine Meinung, da ich keinen Schimmer habe, was Sie im Angebot haben. Ekeleregenden Fusel? Oder etwas, das der Hotelbar das gewisse Etwas verleihen könnte?« Die Tatsache, dass er mit Gesagtem vollkommen von dem abweicht, was ihm sein Vater auftrug, lässt Owen sich wie den sechsjährigen, rebellischen Jungen fühlen, der nach dem Zubettgehen ein Comicheft und eine Taschenlampe unter der Bettdecke hervorzieht.

Pablo deutet mit seinem Zeigefinger auf Owen, zwinkert ihm dabei zu und schnalzt mit der Zunge. »Ich habe Sie bereits jetzt in mein Herz geschlossen, Rockwell Junior.« Grinsend greift er zu seinem Koffer aus dunkelbraunem, abgewetztem Leder, den er auf dem Besprechungstisch ablegt, um ihn zu öffnen. In vollkommener Gelassenheit holt er ein kleines, edles Schnapsglas heraus, ebenso eine Flasche aus seinem Angebot. Er füllt das Glas mit einem Likör, von dem er annimmt, überzeugen zu können. »Bitte sehr«, verweist Ramirez, untermalt durch eine Handgeste in Butler-Manier, auf seine auserlesene Ware.

Kritisch liegt Owens Blick auf dem Glas, gefüllt mit bernsteinfarbener Flüssigkeit. Schließlich nimmt er es an sich, führt es an seine Lippen und kostet. Es fühlt sich geradezu befreiend an, wie der Likör seine Kehle hinabrinnt und einen einzigartigen Geschmack von Anis und Honig entfacht. Er stellt das leere Glas zurück auf den

Besprechungstisch und zieht eine seiner Augenbrauen anerkennend nach oben. »Besser als erwartet«, muss er zweifelsohne zugeben.

»Das klingt ein wenig so, als hätte ich Sie noch nicht restlos überzeugt«, gibt Ramirez den Enttäuschten.

Owen möchte den Spirituosenhändler nicht wissen lassen, dass er, von seinem Trotz geleitet, bereits in dem Moment von ihm überzeugt war, als sein Vater diesen Termin auf ihn abwälzte. »Was haben Sie sonst noch anzubieten?«

»Rockwell, Rockwell, schön, dass Sie nichts mit Ihrem alten Herrn gemeinsam haben«, freut sich Pablo und füllt ein weiteres Glas.

Noch bevor Owen die neue Kostprobe zu seinen Lippen führt, nimmt er das intensive Aroma von Tequila wahr. Er kann Tequila nicht ausstehen. Aber mit der Motivation, dass es wahrlich schlimmere Geschäftstermine gibt als jene, bei denen er sich einen hinter die Binde kippen kann, sieht er über seine gängigen Vorlieben hinweg. Im Nu ist das zweite Glas geleert. *Grundgütiger!*, flucht er innerlich und steht kurz davor, Feuer zu spucken. »Fantastisch«, krächzt er mit verätzten Schleimhäuten.

Ramirez lächelt zufrieden. »Noch einen?«

»Vielen Dank, aber ich passe«, lehnt er ab, die Hände zu einem Abwehrschild geformt.

Ramirez strahlt von einem Ohr bis zum anderen. »Ich habe Sie also überzeugt?«

»Nun, ...« Auch wenn Owen seine Entscheidung längst getroffen hat, gibt er vor, überlegen zu müssen. »... ich sehe eigentlich keinen Grund, weswegen wir nicht ins Geschäft kommen sollten.« Künftig wird sein Vater garantiert keinen Geschäftstermin mehr auf ihn abwälzen.

»Rockwell Junior, Sie sind ein Mann ganz nach meinem Geschmack«, bekennt Pablo Ramirez breit lächelnd. Endlich hat er es geschafft, im Night Dew ein- und ausgehen zu können, ohne dass sich jemand darüber wundert.



DREI

»Und? Gibt es schon eine Spur von ihr?«, erkundigt sich Zale.
»Leider nicht«, enttäuscht Yarrow.

Zale sinkt in die Rückenlehne seines Throns. »Wo steckt diese Verräterin?«, fragt er frustriert.

»Mit Hilfe des Mondsteins kann sie überall sein«, erklärt Yarrow unnötigerweise. »In jedem Gewässer, ebenso wie an jedem Landabschnitt dieser Welt. Unsere Fühler sind ausgestreckt, aber bisher gibt es keine Hinweise, die uns weiterhelfen.«

Über die endlosen Möglichkeiten ist sich Zale nur allzu bewusst, schließlich ist dies der Grund seiner abgründigen Laune. Knurrend gibt er dies zu verstehen.

»Izumi und ich haben sämtliche Kontakte zu den uns wohlgesinnten Schwärmen ausgereizt«, verweist Yarrow darauf, dass sie nicht untätig sind.

»Sie wird nicht so dumm sein und sich einem anderen Schwarm anschließen. Zudem ist es nicht das, was sie will. Sie will ein Mensch sein«, macht Zale deutlich.

»Es geht mir viel mehr darum, ob jemandem aus den anderen Schwärmen etwas aufgefallen ist. Ob jemandem etwas zu Ohren kam. Oder sie gar gesehen hat«, erwidert Yarrow. »Doch Chantara versteht es, ihre Spuren zu verwischen.«

»Sie wird irgendwo sein, wo sie zwischen Wasser und Land hin und her wechseln kann. So sehr sie auch ein Mensch sein will, braucht sie das Wasser zu sehr, als dass sie je darauf verzichten

könnte«, gibt Zale zu bedenken. »Sie ist und bleibt eine von uns. Ganz egal, was ihre Abstammung sagt und wie sehr ihr das Dasein als Meerwesen widerstrebt, hat sie dennoch eine Verbundenheit zum Wasser.« Er muss zuerst nachdenken, bevor er Anordnungen über die weitere Vorgehensweise gibt. »Konzentriert euch auf die paradiesischen Strände. Sie liebt die Sonne, Palmen und diese lächerlichen Menschen, die diese dämlichen Bretter nutzen, um auf den Wellen zu reiten, als wären sie die Könige der Meere.«

»Die Frage, die mir wesentlich mehr Kopfzerbrechen bereitet als Chantaras Verbleib: Was hat sie vor?«, spinnt Yarrow die Fäden weiter.

»Du ziehst in Betracht, dass es ihr um mehr geht, als nur darum, ein Mensch sein zu wollen? Womit sie, ganz nebenbei bemerkt, unser aller Existenz gefährdet.« Er massiert sich die Schläfen, die vor Anspannung quälend pochen. Dieses ganze Unterfangen sorgt für unaufhörliche Kopfschmerzen, die ihn nahezu in den Wahnsinn treiben. »Wir müssen sie finden! Nicht nur, damit sie auf keine dummen Gedanken kommt, sondern auch, weil uns anderen der Zugang an Land verwehrt bleibt, solange sie im Besitz des Mondsteins ist. Auch wenn ich kein großer Freund bin, auf verdammten Beinen herumzuwackeln, ist es dennoch ab und an unabdingbar.«

»Du magst nur deswegen nicht an Land gehen, weil dich dort keiner fürchtet, so wie du es unter deinesgleichen gewohnt bist«, scherzt Yarrow.

Zales Gesinnung ist nicht auf kläglichen Humor eingestellt. »Auf deinem Weg zurück kannst du Noelani zu mir schicken. Ich brauche dringend etwas Ablenkung«, komplimentiert er seinen Adjutanten hinaus.

Yarrows Körperhaltung spannt sich merklich an, auch wenn er versucht, es zu unterdrücken. »Deine Gefühle für Chantara sind also nicht länger existent?«

Zales Hände fallen von seinen Schläfen auf die Armlehnen des Throns nieder, womit eine davon vollständig zu Bruch geht. Seine

Nägel krallen sich tief ins Holz. Seine Knöchel treten weiß hervor und seine miese Laune erreicht einen neuen Höchststand.

»Legst du es darauf an, mich zu verstimmen?«, grollt er unter seinen bedrohlich ausgefahrenen Fangzähnen hervor. Allein mit der Gewalt seiner tosenden Worte schmettert er Yarrow gegen die rückliegende Felswand. Unter dem Aufprall keucht Yarrow schmerz erfüllt. Nur allzu gerne würde er darauf hinweisen, dass diese Reaktion Antwort genug auf seine Gefühle gegenüber Chantara ist. Doch er ist viel zu eingenommen von den Schmerzen, die sich über seinen kompletten Rücken erstrecken, als dass er in der Lage ist, diesen Gedanken auszusprechen.



Nachdem Owen und Ramirez ihren Deal mit drei weiteren Kostproben besiegelt haben, ist der Spirituosenhändler gegangen und Owen sitzt nun wieder an seinem Schreibtisch. Das Video, das er sich im Büro seines Vaters angesehen hat, lässt ihn nicht mehr los. Das schmerzverzerrte Gesicht des gefesselten Mannes, gezeichnet von Panik und Hoffnungslosigkeit, hat sich in seine Gedanken gefressen. Von dem geschundenen Körper ganz zu schweigen. Dem Blut. Den Foltergegenständen. Selbst Ramirez' Höllentequila vermag es nicht, gegen den bitteren Geschmack in seiner Kehle anzukommen. Es kann unmöglich ein Horrorfilm gewesen sein. Dazu war es zu real. Es war echt.

Er braucht Antworten. Allem voran auf die Frage: Handelt es sich bei jeder Einzelnen dieser Dateien um ein derartiges Video? Er glaubt, sich zu erinnern, dass die Ordner neben Videos auch Formulare und Fotos beinhalteten. Trotzdem sind und bleiben es dreizehn Kunden. Wenn er davon ausgeht, dass in jedem Ordner mindestens ein Video gelistet ist, sind es dreizehn zu viel. Er muss mehr darüber erfahren. Doch von seinem Arbeitsplatz aus sind ihm die Hände gebunden. Er muss erneut ins Büro seines alten Herrn. Deswegen fasst er den Entschluss, nach Hause zu gehen und dann

zurückzukommen, wenn sein Vater nicht länger hier ist. Abends.
Noch besser: nachts.



Mit dem Jackett über dem Arm ist er dabei, sein Büro zu verlassen, als sein Vater plötzlich in der Tür steht. Gabriel Rockwell bedenkt seinen Sohn mit hochgezogenen Augenbrauen. »Was genau soll das hier werden?«

»Wonach sieht es denn aus?«, entgegnet Owen.

»Dein Arbeitstag ist noch lange nicht zu Ende«, macht Gabriel deutlich.

»Du und dein überaus präsenten Ego haben sicherlich keine Schwierigkeiten, für zwei zu arbeiten«, trällert Owen.

»Bist du betrunken?«, erkennt Gabriel fassungslos. Ein Blick auf seine Armbanduhr macht deutlich, wie abschätzend er dieser Vermutung gegenübersteht.

»Wie hätte ich sonst eine Entscheidung bezüglich Ramirez' Ware treffen können, wenn ich nicht den ein oder anderen Tropfen gekostet hätte?«, rechtfertigt Owen mit provokantem Seitenhieb.

»Ich hoffe, dein mehr als unzulänglicher Zustand hat dich nicht davon abgehalten, ihn ein für allemal zum Teufel zu jagen.«

»Dazu gab es keine Veranlassung«, entgegnet Owen.

»Bitte?!«

»Am Ende der Straße gibt es dieses Geschäft, das solche Dinge verkauft, die in die Ohren gesteckt werden, um besser hören zu können«, läuft Owen zu herausfordernder Höchstform auf.

Womit es um Gabriels Contenance geschehen ist. Kurzenschlossen geht er auf seinen Sohn zu und packt ihn am Hemdkragen. »Du solltest nicht vergessen, mit wem du es zu tun hast!«

Anstatt dem von Gabriel gewünschten Effekt tauchen blitzlichtgleiche Fragmente des Videos vor Owens geistigem Auge auf. »Mit wem habe ich es denn zu tun?«, entgegnet er, ohne sich von dem Griff an seinem Hemd imponieren zu lassen. Er ist seinem Vater

körperlich überlegen und hätte keine Skrupel, dies unter Beweis zu stellen, wenn es darauf ankommt.

Gabriel antwortet nicht, sondern sieht seinem Sohn tief in die Augen. Letztendlich lässt er von ihm ab. Jedoch lässt er es sich nicht nehmen, ihn herablassend von sich zu stoßen. »Wie konnte ich nur so dumm sein, dich zu meinem Nachfolger zu ernennen, anstatt jemanden zu suchen, der dieser Aufgabe würdig ist?«

Ausgerechnet seinen Vater von Würde sprechen zu hören, möchte Owen lauthals lachen lassen. Doch nach wie vor ist er davon überzeugt, dass es ratsam ist, sich ahnungslos zu geben, um mehr darüber herauszufinden. »Nichts, das du nicht noch ändern könntest«, legt es Owen darauf an und streicht sich bewusst unbeeindruckt das Hemd glatt.

Wenn Gabriel nicht wüsste, dass er seinem nichtsnutzigen Spross, mit dem Entlassen aus dem Vertrag, einen Gefallen tun würde, hätte er es längst getan. Außerdem kommt ihm Owens Desinteresse an allem, das mit dem Hotel zu tun hat, nicht ungelegen. »Treib es nicht zu weit!«, mahnt er dennoch.

»Die erste Lieferung von Pablo kommt übrigens schon morgen«, treibt es Owen nur allzu gern zu weit.

»Du verkommener Bastard«, wütet Gabriel direkt ins Gesicht seines Sohnes.

Ausgerechnet auf dieses Schimpfwort zurückzugreifen, trifft Owen tief. Oftmals fragt er sich, wie sein Leben verlaufen wäre, wenn seine Mutter nicht so früh von ihnen gegangen wäre. Hätte er an ihrer Seite die Liebe erfahren, die ihm sein Vater nie zuteilwerden lässt. Er gibt sich alle Mühe, sich nicht anmerken zu lassen, welche Gedanken ihn umtreiben, und spielt den Abgebrühten. »Du solltest unbedingt seinen Tequila kosten! Ich bin mir sicher, er wirkt Wunder bezüglich deines Mundgeruchs«, spricht er seine Empfehlung aus.

Bevor die Beleidigung zur Gänze zu Gabriel durchdringt, wendet ihm Owen bereits den Rücken zu und verlässt das Büro erhobenen Hauptes.



Schlaftrunken öffnet Owen die Augen. Mit Erschrecken stellt er fest, dass er nicht nur ungeplant auf der Couch eingeschlafen ist, sondern der Tag inzwischen hinter ihm liegt. Es ist bereits dunkel. »Perfekt«, erkennt er das Positive daran. Er muss keine weitere Zeit totschlagen, bis er sich in das Büro seines Vaters wagen kann, ohne Gefahr zu laufen, diesen dort anzutreffen.

Seine ausgedörrte Kehle mahnt ihn, etwas zu trinken. Er erhebt sich vom Sofa. Dass Hose und Hemd noch zerknitterter sind als seine Mimik, könnte ihm nicht gleichgültiger sein. Er bestreitet den Weg zur Küche und trifft auf Tania. Im Gegensatz zu ihm ist sie wie aus dem Ei gepellt. Akkurates Make-up, farblich abgestimmt auf ein rotes Etuikleid und passende Pumps. Zu sanften Wellen frisierte Haare und schillernder Schmuck. Der Duft ihres Lieblingsparfüms kitzelt seine Nase und erinnert daran, dass er gut beraten wäre, unter die Dusche zu hüpfen und sich die Zähne zu putzen. »Habe ich irgendetwas verpasst?«, fragt er irritiert, während er gedanklich ihren Geburtstag, Valentinstag und andere signifikante Tage durchgeht.

»Nein«, antwortet sie gut gelaunt und packt ihr Portemonnaie in eine schwarze Clutch. »Ich gehe aus.«

»Allein?«

»Äh ... nein«, verlassen die Worte nur zögerlich ihren Mund, »... mit Freundinnen.«

Vielleicht würde er es unter normalen Umständen hinterfragen. Vielleicht wäre er auch verwundert, warum es nicht zur Debatte steht, sie zu begleiten. Doch nicht heute. Mit ihren Plänen, die ihn ausschließen, spielt sie ihm in die Karten. So ist er ihr keine Erklärung schuldig, warum er zu später Stunde noch einmal zum Hotel fährt. »Viel Spaß.«

»Danke«, bringt sie ihm verduzt entgegen. »Du hast lange geschlafen.«

»Ja«, bestätigt er knapp und verschweigt den Alkohol, der vermutlich die Schuld daran trägt.

»Ich bin spät dran«, leitet sie ihren Aufbruch ein und klemmt sich die Clutch unter den Arm.

Dein Wert auf Pünktlichkeit wäre wünschenswert, wenn es um Treffen geht, die mir wichtig sind, spielt es sich in Owens Gedanken ab. »Na dann ...«, ist das, was er sagt.

Zum Abschied gibt sie ihm einen flüchtigen Kuss. »Warte nicht auf mich, es könnte spät werden«, säuselt sie, bevor sie auf ihren waghalsigen Pumps das Haus verlässt.

»Bei mir auch«, murmelt Owen, ohne die Absicht, gehört zu werden. Er schlendert an die Spüle und gießt sich ein Glas Wasser ein. Das erfrischende Nass ist eine Wohltat für seine Kehle, die noch immer unter den Auswirkungen von Ramirez' hochprozentigen Argumenten leidet. Er stellt das leere Glas auf der Arbeitsplatte ab und entlässt weitere Gedanken in die Freiheit. »Seit wann hast du Freundinnen, mit denen du ausgehst?«



Im Schein der Nacht verströmt das Night Dew eine völlig andere Atmosphäre als bei Tag. Die Beleuchtung ist gedämmt und das für gewöhnlich rege Treiben auf ein Minimum beschränkt. An der Anmeldung steht ein verliebtes Paar, das sich nach einem freien Zimmer erkundigt. Der Aufzug verschluckt gerade einen Gast und befördert diesen in den achten Stock.

Ohne Aufsehen zu erregen, passiert Owen den Eingangsbereich, bestreitet den Gang bis hin zu den Büroräumen. Ebenso bedacht steckt er den Schlüssel ins Schloss des Büros seines Vaters und dreht diesen in Zeitlupentempo, um kein Geräusch zu verursachen. Wenn ihn jemand beobachtet, dann macht er sich gerade wegen seines verbrecherhaften Vorgehens verdächtig. Doch die Tatsache,

dass er im Begriff ist, etwas Verbotenes zu tun, bringt diese Vorgehensweise automatisch mit sich.

Bevor er die Tür öffnet, wirft er einen Blick nach links und rechts über seine Schultern, um sich zu vergewissern, unbeobachtet zu sein. Möglichst leise schiebt er die Tür einen Spalt auf und späht hinein. Mit der Sicht ins Innere fällt das Gefühl, ein Schwerverbrecher zu sein, abrupt von ihm ab. Unglaube, Schock und Ernüchterung lassen ihn alles andere vergessen.

Anders als angenommen, ist er nicht allein. Tania liegt auf dem Schreibtisch seines Vaters. Nackt. Abgesehen von den rotglänzenden Dreihundert-Dollar-Pumps, deren Hacken in das polierte Mahagoni der Schreibtischplatte schlagen und Kerben darin hinterlassen, die unweigerlich daran erinnern werden, was hier gerade vor sich geht. Ihr Kleid verhüllt nicht länger ihren Körper, sondern liegt als verräterische Stoffpfütze auf dem Boden. Darauf stehend: sein Vater. Die edle Designerhose zu seinen Füßen und die Hände auf Tanias Hüften, bringt er sie unter rhythmischen Stößen zum Stöhnen.

Lustvoll krallt Tania ihre manikürten Fingernägel in die Arme ihres Liebhabers und hinterlässt Male der Lust. »Gabe. Oh, gütiger Gott«, keucht sie in Ekstase, und ohne von dem Beobachter in der Tür Kenntnis zu nehmen. »Gib es mir!«, haucht, stöhnt und fleht sie gleichzeitig. »Besorg es mir richtig hart!«

Gewissenhaft kommt Gabriel der Aufforderung nach, um seine junge Gespielin auf ihre Kosten zu bringen. Er zeigt ihr, dass er trotz seines Alters durchaus in der Lage ist, sie zu befriedigen.

»Oh, ja. Hör nicht auf! Du bist einfach wundervoll«, hechelt sie begierig. »Härter, Gabe! Fick mich richtig hart!«

Obwohl Owen nichts lieber tun würde, als seinen Blick von diesem ekelerregenden Verrat abzuwenden, ist es ihm unmöglich. Fassunglos starrt er auf den blanken Arsch seines Vaters, dessen Gesäßmuskulatur mit jedem Stoß erhärtet und mit jedem Zurückziehen erschlafft. Angewidert richtet er seinen Fokus neu

aus und landet auf dem Gesicht seiner Freundin. Zu sehen, wie ihre Mimik von Befriedigung gezeichnet nahezu entstellt ist, möchte ihn kotzen lassen. Jeder neue Laut, der ihrer japsenden Kehle entweicht und jedes weitere Klatschen, verursacht durch das rhythmische Auftreffen seines Vaters auf Tantias nackter Haut, rät Owen, dass es höchste Zeit ist, zu verschwinden. Kurz denkt er darüber nach, ob er sich zuvor bemerkbar machen soll. Vielleicht durch Applaudieren? Doch was würde es ändern? Nichts. Der Betrug ist in vollem Gange. So leise, wie er gekommen ist, schließt er die Tür und lässt das Night Dew, wie auch sein Vorhaben, hinter sich.



»Wollen wir noch etwas unternehmen?«, fragt Tania, während sie ihr Kleid in Position rückt.

»Nur weil wir es miteinander treiben, heißt das nicht, dass wir auch unabhängig davon Zeit miteinander verbringen müssen«, entgegnet Gabriel kühl. Er schließt den Ledergürtel seiner Anzughose und lässt ihr noch nicht einmal einen Blick zukommen.

Tania schluckt schwer. Seine unverblühten Worte zerstören alles, woran sie glaubte. Sie war überzeugt, dass es um mehr gehen würde, als ausschließlich Sex. Gedanklich spielte sie bereits durch, mit Owen Schluss zu machen und wie ihr Leben an der Seite von Gabriel aussehen würde. Glamouröse Events, aus denen sich Owen nichts macht. In schillernden Kleidern namhafter Designer. Viele neue Follower auf Social Media. Vielleicht würde sogar die Boulevardpresse über sie berichten. All das platzt, genau in diesem Moment, wie eine Seifenblase. Doch das ist nicht das Schmerzhafte. Sie hat begonnen Gefühle für Gabriel zu entwickeln. Es geht um weit mehr als nur um seinen Rang und sein Aussehen, das sich für einen Mann seines Alters durchaus sehen lassen kann. Seine Autorität, die Art und Weise wie er sich ausdrückt und wie er seinem Umfeld zeigt, wo es langgeht – wie er ihr zeigt, wo es langgeht.

Doch alles, was bleibt, ist Owen.



Im Schutz der Dunkelheit, hinter einem Felsen versteckt, vergewissert sich Chantara, unbeobachtet zu sein. Der Schein des Vollmondes ist die einzige Lichtquelle. Die Wahl ihrer Flucht in genau dieser Nacht ist kein Zufall. Heute steht der leuchtende Himmelskörper zu ihrem Vorteil: Blaumond. Das seltene Mondereignis, das nur alle zwei bis drei Jahre auftritt, bestärkt die Kraft von Veränderung und Transformation. Der Mondstein, den sie an einer Kette um den Hals trägt, vibriert seit Anbruch der Nacht auf Höhe ihres Herzens.

Als sie sich in Sicherheit glaubt, stemmt sie ihren Körper aus dem Wasser und hangelt sich auf den Felsen. Sie schließt den Stein in ihrer Faust ein und es bedarf nur weniger Sekunden, bis die Verwandlung einsetzt.

Je trockener das Salzwasser auf ihrer Haut und ihren Schuppen wird, desto mehr verliert ihr flossengleicher Unterleib, aus unterschiedlichen Türkistönen, an Glanz und Farbe. Die gegabelte Schwanzflosse spaltet sich aufwärtsgehend. Reiß- und Knackgeräusche vermischen sich mit dem Rauschen der Wellen. Ebenso Chantaras peinvolles Keuchen. Um den eingehenden Schmerzen standzuhalten, ballt sie ihre Hände zu Fäusten und streckt ihr Rückgrat durch. Auch dieses formiert sich neu. Wirbel knacken, Knorpel bersten und Knochen bilden sich um. Der Ansatz menschlicher Beine ist zu erkennen. Ihre Kiemenklappen auf Höhe der Rippen schließen sich ähnlich einer Wunde, die in Zeitraffer heilt. Die Schwimmhäute unterhalb ihrer Achseln bilden sich zurück. Während sich ihre Atmung dem Landleben anpasst, verbleibt ein Moment, in dem die Kiemen bereits versiegelt sind, die menschliche Atmung aber noch nicht vollständig entwickelt ist. Es ist jener Augenblick, in dem sie fürchtet, zu ersticken. Es forderte schon mehrmals ihr Bewusstsein. So auch dieses Mal. Die Welt um sie herum wird schwarz.

Als sie zu sich kommt, ist ihre Verwandlung nahezu abgeschlossen. Gierig schnappt sie nach Luft. Das Schlimmste ist überstanden. Die Flossenausläufer ihrer Ohren formen sich zu runden

Ohrmuscheln, ihre feste, robuste Haut nimmt einen rosigen Ton an, die spitzen Klauen fallen ab und enthüllen Fingernägel wie die der Menschen. Entkräftet, aber dennoch glücklich, rappelt sie sich auf und vergewissert sich, nach wie vor unbeobachtet zu sein.

Seit ihrer Flucht gehört Verfolgungswahn zu ihrem stetigen Begleiter. Sie will sich nicht ausmalen, was passieren würde, wenn sie Zales Wut zum Opfer fällt. Während die Nachwehen ihrer Verwandlung abklingen, verschafft sich Chantara einen Überblick der Gegend, die für die nächste Zeit ihr Zuhause sein soll. Sie blickt über eine kleine Bucht, die geschützt unterhalb eines sandigen Walls liegt. Dahinter erstrecken sich kostspielige Häuser. Ferienhäuser, Villen und architektonische Angebereien. Hier ist die Crème de la Crème ansässig. Hinter den luxuriösen Anwesen ragen die Hochhäuser der Stadt empor, in denen sich Firmen und Banken niedergelassen haben oder auf denen ein Hotelname prangt. Dieser Ort ist wie geschaffen für ihren ersten Stopp. Hier kann sie sich im Trubel der Stadt verstecken, aber gleichzeitig dem Ruf des Meeres folgen, gegen den sie nicht ankommt, so sehr sie es sich auch wünscht.

Es kostet sie einige holprige Schritte, bis sie mit dem Gang auf zwei Beinen im Einklang ist. Sie muss eine Bleibe finden. Für ein Hotel fehlt ihr das Geld. Deswegen hofft sie auf ein leerstehendes Ferienhaus. Fast zeitgleich überdenkt sie diese Idee. Mit großer Wahrscheinlichkeit würde sie die Blicke aufmerksamer Anwohner auf sich ziehen, die mit Argusaugen über die Häuser ihrer selten anwesenden Nachbarn wachen.

Notgedrungen fällt ihr Augenmerk auf die Bootshäuser. Dort wird sie weniger Aufmerksamkeit auf sich ziehen als in einem der Häuser. Zudem braucht sie dringend Schlaf. Sie ist müde. Ausgelaugt. Die Verwandlung kostet Kraft. Sobald sie Energie getankt hat, wird sie sich um Kleidung kümmern. Dies setzt ohnehin die Tageszeit voraus. Dann, wenn sie unbeaufsichtigte Kleidungsstücke

von Strandbesuchern entwenden kann. Und vielleicht auch den ein oder anderen Dollar.